

Zeitzeichen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **101 (2014)**

Heft 9: **Wohnen in der Agglo = Habiter l'agglo = Living in the agglomeration**

PDF erstellt am: **18.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

540 *werk* 5/73

Supermärkte: Mit Farbe lebt, macht, kauft sich besser

Dona Dejaco

Wir leben in einer Zeit der Bevölkerungsexplosion, der Ballungsräume, der Rationalisierung, der Gleichschaltung der Bedürfnisse, der einseitigen Konzentrationen. Warenhäuser, Supermärkte, in denen alle Einkäufe am selben Ort getätigt werden können, sind eine unbestrittene Bedarfseinrichtung unserer heutigen Gesellschaftsstruktur. – Zurzeit überprüfen und programmieren Verkaufsorganisationen in der Schweiz rund 60 Standorte für weitere Supermärkte. – Sie entstehen aus wirtschaftlichen und rationalen Überlegungen und dienen nur einem: dem reinen Zweck der Konsumation und Güterversorgung. Die Menschen, sprich Konsumenten, sind zufrieden. Sind sie es?

Bewusst oder unbewusst fühlt sich der Mensch mehr und mehr sozialpsychisch unternährt, eben zum Konsumenten gestempelt. Er bockt hier und dort, wehrt sich – in Ansätzen – gegen die Hypertrophie der technischen und funktionellen Spezialisierung, gegen Gleichschaltung, Automatismen, Anonymität. Ganz einfach gegen das, was die Lebensqualität so tief sinken lässt. Die menschliche Atmosphäre wird vermisst, die Beziehungslosigkeit der einzelnen Dienstleistungssektoren untereinander wird empfunden, die Eingliederung zum Beispiel auch eines Supermarktes in die gesamten Umweltansprüche wäre wünschenswert.

Farbige Fassaden – ein Weg aus dem Supermarkt-Malaise?

Wie kann man den genannten Ansprüchen gerecht werden, sei es bei den bereits beste-

henden Shopping-centers oder bei der in die zukünftige Planung zu integrierenden Einkaufstätigkeit? Hierauf wird unter dem Titel *Die Integration mittelgrosser Einkaufszentren in die Bausiedlung* (S. 601–610) in der vorliegenden Nummer umfassend eingegangen. Wir konzentrieren uns hier auf die ästhetische Komponente. Supermärkte sind nicht nur für die Käufer da, haben nicht nur ihrer spezifischen Funktion zu genügen. Sie haben – wie alle andern Bauten – noch andere (Pflichten): sich ins Strassenbild bzw. in die Landschaft zu fügen, durch ein (ansprechendes Aussehen) auch das Auge der Passanten, die nichts einzukaufen gedenken, zu erfreuen... Von der meist trostlosen, einzig zweckorientierten Architektur der meisten Supermärkte machen auch die im Bild gezeigten schweizerischen Beispiele keine Ausnahme. Jedoch haben die Verwalter dieser Märkte – da sie nun einmal

stehen – einen möglichen Weg aus dem ökonomischen Malaise gesucht: die Farbe. Man hat paar gut ausgewiesene Künstler beigezogen und sie mit der Gestaltung farbenfroher, strahlender bzw. abstrakter Fassaden über ganzen Mauerflächen hin betraut.

Hier entstand ein kolossales (schlaraffenländisches) Stilleben (Waro, Bachenbühl) dort ein lustiges, ellenlanges, lukullisch-mythisches (Schlachtfeld) (Waro, Rickenbach/Wil). Ein weiterer Supermarkt wurde einem gelb-orangeroten Streifenfassaden überzogen (Waro, Egerkingen), während man einem andern Fall (Amarillo, Olten) die laßweiligen Mauern von unten her chromt und von oben herunter weiss strich, wobei die beiden Farben auf halber Höhe in die Zackennlinie ineinander verzahnen.

Im Still freilich stehen diese Fassaden mitleidlich zur Schnellebigkeit der künstlerischen Geschmacksrichtungen unserer Zeit und kennen, wie einer der Initianten freimütig vortrug, (in ein paar Jahren wieder anders umalt werden).

Anklang bei der Bevölkerung

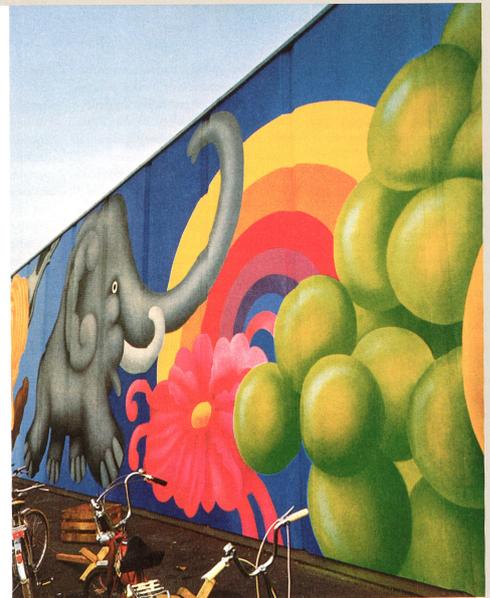
Umfragen haben ergeben, dass die Sättigung der Bevölkerung keineswegs zu bunt wird, sondern dass sie den nunmehr farbig gestalteten Baukörpern gegenüber den grauen Anonymbauten eindeutig den Vorzug gibt. Die bunten, individuell gestalteten Fassaden wirken anulierend auf ihre Umgebung, ohne

1 Mit dem Übernamen «Zebra» hat die Bevölkerung das Einzugsgebiet des gestrichelten Waro in Egerkingen bedacht. Man geht nicht mehr in irgendeine Waro, man geht ins Zebra – das Haus ist der Anonymität entrissen.

2/3 Zwei Warenhäuser nach ihrer heiteren Metamorphose: Das Auge hat etwas zu weiden... Die Fassade der Waro in Bachenbühl schuf Künstler Willi Rieser, die Fassade der Waro in Rickenbach/Wil (4/5) ist das Werk von Ueli Bär und Peter Mandzjuk. Mit den (über-)Dimensionen durfte hier im freien Feld bedenkenlos ein wenig gespielt werden, während die Gestaltung solcher farbigen Fassaden inmitten des dichten Stadtgefüges wesentlich problematischer wird.

1 La population de la région a affublé à Waro rayé à Egerkingen le sobriquet «Zebra». On va plus dans quelque Waro que dans une autre – le maison est devenue à l'anonymat.

2/3 Deux grands magasins après leur joyeuse métamorphose: l'œil a de quoi se détacher... La façade de la Waro à Bachenbühl (Ill. 1) fut créée par l'artiste peintre Willi Rieser, celle de la Waro à Rickenbach/Wil (4/5) est l'œuvre de Ueli Bär et Peter Mandzjuk. Ici, en pleine campagne ils eurent la possibilité de faire jouer librement les (sur-) dimensions, tandis que la création de telles façades colorées au milieu des feuillies des maisons de la ville devient bien plus problématique.



3 mär Werbungsträger zu sein, sie stellen im dichten Stadtgefüge oder als Einzelbauten in der Landschaft eine optische Orientierungshilfe dar, sie heben den Bau aus seiner Anonymität und schaffen damit zur menschlichen Umwelt eine Beziehung, die eben nicht nur rein materieller Natur ist. «Wenn die Leute einem Haus aufgrund seiner farbigen Bemalung einen Übernamen geben – und sollte es auch ein verulkender sein –, so hat damit ein wichtiger Akt der Identifizierung stattgefunden», sagt dazu der Zürcher Architekt Jürg Branschli.

Die Architektur ist heute dabei, die Farbe als voll integriertes Gestaltungsmittel neu zu entdecken. In allen Grossstädten der Welt wird derzeit dem Betongrau unserer Städte und Vorstädte mit Farbe mehr oder weniger ernst zu nehmend zu Leibe gerückt. Auch die Behörden geben dem allseits aufordernden Farbenbedürfnis nach. Freilich stellen die gezeigten Beispiele – schon aufgrund ihrer baulichen Irrelevanz – keine Ideallösungen dar. Dennoch sind sie positive Beiträge, die wichtige Anstöße innerhalb der eben angeführten Problematik zu geben vermögen. ■



1 The people who go shopping at the striped name "Zebra". One does not simply go any more to any Waro store, one goes to the "Zebra" – it has been rescued from anonymity.

2/3 Two department stores after their cheerful metamorphosis: The eye has something to weiden on... The facade of the Waro in Bachenbühl was created by the painter Willi Rieser; the work of Ueli Bär and Peter Mandzjuk. Out here in the open it was possible to play on the grand scale, while the design of such painted facades will be more problematic in the dense built up urban landscape.

Zehn historische Texte aus hundert Jahren «Werk» – und zehn aktuelle Positionen zu Fragen der unmittelbaren Gegenwart: Zum Jubiläum unserer Zeitschrift machen wir den Versuch einer Debatte über das Jahrhundert hinweg. Die Architektin und Kunsthistorikerin Bernadette Fülcher wählte zusammen mit der Redaktion die historischen Texte aus – und die Persönlichkeiten, die das gleiche Thema aus heutiger Sicht beleuchten.

Das Heft zum bunten Treiben der Supermärkte drehte sich um Einkaufszentren, dem Ereignis in der Agglomeration. Der Artikel erhellt die Initiative einer Supermarktkette, den grossen Boxen auf grüner Wiese ein adretteres Äusseres abzugewinnen. Im konsumkritischen Ton des ganzen Heftes wird die zentrale Herausforderung bereits benannt: Die Abwanderung der Funktionen führt zu einer Verödung der Innenstädte.

Mit vierzig Jahren Abstand dazu nimmt Martin Heller den Zustand der Innenstädte kritisch unter die Lupe: Stadtentwicklungsprozesse und ihre Planung gehören langfristigeren Rhythmen als den Wahlperioden verantwortlicher Politiker.

Dona oder *Doris Dejacó*, die Autorenbezeichnung ist nicht klar: Dejacó als Pseudonym? Das Vorwort im damaligen Heft weiss von Doris Dejacó, einer freien Journalistin als Verfasserin. Das Internet kennt Doris aus Artikeln aus den frühen siebziger Jahren zur Rettung des Reusstales und Elogen auf das Engadinerdorf Guarda. Seitdem klafft eine Informationslücke: Sachdienliche Hinweise zur Aufklärung bitte an die Redaktion.

Martin Heller geboren 1952, Ausstellungsmacher, Kurator, Autor, Unternehmer (Heller Enterprises, Zürich). Vor 2003 Leitung des Museums für Gestaltung Zürich und Künstlerischer Direktor der Schweizerischen Landesausstellung Expo.02, 2005–2010 Intendant von Linz Kulturhauptstadt Europas 2009, kulturelle, künstlerische und urbanistische Projekte sowie seit 2011 Inhaltsplanung für das Humboldt Forum, Berlin.

An den Städten vorbei

Martin Heller

Eigentlich wissen wir um die Defizite, die im Folgenden angesprochen werden, und müssten deshalb längst auf Besserung insistieren. Aber wir tun es nicht, oder selten, und darum haben wir ein Problem. Sein Ausgangspunkt liegt darin, dass sich ein beträchtlicher Teil der aktuellen Fachdiskurse weit über Planung und Architektur hinaus um nichts weniger als «die» Stadt dreht. Bereits der Begriff schlägt mühelos scheinbar tragfähige Brücken zwischen Langenthal, Dubai und Chengdu und verwischt im Zeichen globaler Urbanität noch die unterschiedlichsten Situationen. Zumal fast jeder populäre Vortrag meint daran erinnern zu müssen, dass mehr als die Hälfte der Weltbevölkerung mittlerweile in Städten lebt.

Der Begriff der Stadtentwicklung verleiht dem Stadtdiskurs einen besonderen Reiz in willkommener Unschärfe.

In Europa sind es Mittelstädte, die diesen urbanen Lebensraum ausmachen: Fast schon programmatisch normale Städte aus der zweiten und dritten Reihe, mit normalen Stärken und Schwächen und mit normalen Problemen. Ihre architektonische und urbane Attraktivität hält sich meist in Grenzen – es sei denn, man interessiert sich dezidiert für Lebensverhältnisse und soziale Mechanismen in überschaubaren Dimensionen. Dennoch: Wer heute über Gesellschaftsfragen nachdenkt und dabei nach anschaulichen Konkretisierungen sucht, tut dies mit Wahrscheinlichkeit anhand von Städten, die nicht diese heimischen Orte meinen. Die Augenzeugenberichte der zahlreichen Weitgereisten schwanken zwischen Enthusiasmus, Faszination, Staunen und der Erleichterung, doch nicht dort leben zu müssen, wo man gerade war.

Dazu kommt, dass viele von uns natürlich in Städten leben und arbeiten. Auch ich habe seit etlichen Jahren immer wieder mit Städten zu tun. Der Begriff der Stadtentwicklung verleiht dem Stadtdiskurs einen besonderen Reiz in willkommener Unschärfe. Wohl auch deshalb steht sie besonders hoch im Kurs – als Label und als permanente Sorge. Manche Politikerinnen und Politiker haben begriffen, dass Städte sich zwangsläufig verändern, und dass die mehr oder weniger klassische Stadtplanung zwar einen Teil dieser Veränderung zu steuern versucht – aber dabei vieles verpasst, was heute Urbanität ausmacht.

Niemand kann im Ernst etwas gegen Symposien haben.

Also gibt es in vielen Städten Beauftragte und Fachstellen, die sich um die Entwicklung der jeweiligen Stadt zu kümmern haben. Und es gibt viele Expertinnen und Experten, die hier willkommene Gelegenheiten finden, aus Theorie und abstrakten Hoffnungen satte Praxis werden zu lassen.

Ich selbst bin weder Planer noch Architekt, weder Ökonom noch Psychologe, Statistiker oder Sozialarbeiter. Meine Interessen gehören erklärtermaßen der Kultur: Der Kultur als gesellschaftlich wirksamem Bereich, inbegriffen die Kultur als Instrument, und deshalb immer wieder auch deren Möglichkeiten, in der Öffentlichkeit wirksam zu sein. Die Profile und die konkreten Aufgaben der mit Stadtentwicklung beauftragten Einrichtungen unterscheiden sich innerhalb der Schweiz beträchtlich. Das Spektrum reicht von der Quartiersentwicklung über die Verwertung von Industriebrachen bis zu Integrationsproblemen und städtischen Aussenbeziehungen. Kultur gehört leider nicht dazu; dafür gibt es eigene Ämter, ähnliches gilt für die Wirtschaftsförderung.

Der meist fachwissenschaftliche, zusehends aber auch künstlerisch alimentierte Städtediskurs hält viel Stoff bereit: Städte-

konkurrenz, globale Herausforderungen, Kunst im öffentlichen Raum, Investorenpsychologie, Klimamodelle, Migrationsquoten, Identitätsfragen, Partizipationsmethodik, Kreativwirtschaft oder das Lernen von den Metropolen sind allgegenwärtige Themen. Das hat natürlich seine Richtigkeit, Reflexion muss sein, und niemand kann im Ernst etwas gegen Symposien haben.

Das Dumme ist nur, dass sich dieser Diskurs mit der Realität äusserst schwer tut. Auf zwei Ebenen besonders: Er verschweigt, dass Stadtentwicklung nicht nur von einem präzisen, disziplinenübergreifenden Willen abhängt, sondern immer auch eine Frage der Ressourcen ist – zumal an Geld und Zeit. Und er operiert in der Regel mit einer Vorstellung von Stadt, die den Besonderheiten der einzelnen Orte nicht gerecht wird und dadurch – um den so stimmigen Begriff aus der Stadtforschung der TU Darmstadt zu verwenden – deren Eigenlogik verfehlt.

Also: Das spezifische Antriebspotenzial einer Stadt, das sie stark macht, aber auch ihre Schwächen begründet; ihre Mentalität, die nicht nur in der Gegenwart, sondern vor allem auch in der Geschichte wurzelt; das Zusammenspiel von gebauter und gelebter Stadt; die Verhaltensmuster, die in Politik und Öffentlichkeit zum Tragen kommen, und von denen beispielsweise die Innovationsbereitschaft abhängt.

Die einzelne Stadt hält weit mehr an Eigenständigkeit und Eigenwilligkeit bereit, als im euphorischen Zugriff absehbar ist.

Die Erfahrungen, die ich im Zusammenhang mit dem Format der «Kulturhauptstadt Europas» erst mit Bremen und dann insbesondere mit Linz gemacht habe, sind prägend. In beiden Fällen war entscheidend, die jeweilige Eigenlogik nach einer intensiven Annäherung und Analyse überhaupt erst einmal verstehen zu können, als Voraussetzung für weiteres Tun. Wobei

das entscheidende Moment darin bestand, dass Aussensicht und Innensicht zusammen geführt und daraus die Ziele des Handelns bestimmt wurden.

Vor solchem Hintergrund wird rasch klar, dass ein beträchtlicher Teil des erwähnten Diskurses wie auch viele noch so gut gemeinte Projekte nie im Leben ankommen. Denn die einzelne Stadt hält weit mehr an Eigenständigkeit und Eigenwilligkeit bereit, als im euphorischen Zugriff absehbar ist. Zudem braucht die Auseinandersetzung mit der Normalität städtischer Entwicklungen eine Hartnäckigkeit, die den meisten Vorhaben und Interventionen abgeht. Es klafft demnach eine erhebliche Lücke zwischen den akademischen und künstlerischen Flirts mit städtischer Wirklichkeit und den Wirklichkeiten all jener Städte, die der gezielten Anregung, Förderung, Stimulierung, Steuerung, eben: Entwicklung bedürfen.

Schwierig wird es, wenn die theoretischen Höhenflüge den Blick verstellen.

Mind the gap! – solange sich die Beteiligten dieser Differenz bewusst sind und sie zu einer gewissen Bescheidenheit hinsichtlich der Erfolgsversprechen beiträgt, ist dagegen wenig einzuwenden. Schwierig wird es, wenn die theoretischen Höhenflüge den Blick verstellen, und dringend nötige neue Ansätze zur Aktivierung der Stadtentwicklung deshalb gar nicht erst zum Tragen kommen. Das ist das Problem, von dem eingangs die Rede war. Es würde nahelegen, so etwas wie eine Qualitätsprüfung für Stadtentwicklungsprojekte einzuführen, um dem Einzelfall der jeweiligen Stadt gerecht zu werden und damit eine ganze Reihe von Diskursblasen anzustechen. —